

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 30. Juli 1903.

(Nachdruck verboten.)

Gelöste Rätsel.

Kriminalroman von Theo von Blauensee.

(Schluß.)

Ein Pochen wurde hörbar.

Die beiden regten sich nicht; auch nicht auf ein erneutes abermaliges Pochen.

„Das ist Polizei!“ flüsterte Pedro erbleichend.

„Fort zum Fenster hinaus!“ gab Hans zur Antwort.

Pedro war sofort an das Fenster getreten, hatte mit einem Ruck die Fensterflügel geöffnet und sich über die Brüstung geschwungen. Hans dagegen hatte rasch das Kofferchen zugeschlossen und nahm es in der einen Hand mit sich, als er sich gleichfalls hinausbeugen wollte. Pedro hatte bereits mit beiden Händen die Dachkante gefaßt, als plötzlich unter lautem Krachen die Tür aufsprang und Braun und seine beiden Begleiter in das Zimmer hereinstürzten.

So schnell es nur möglich war, zog sich Pedro auf das Dach empor. Hans wollte ihm folgen. Da er aber nur eine Hand zur Verfügung hatte, warf er den Koffer rasch auf das Dach und wollte dann mit beiden Händen die Dachkante ergreifen. In der Eile und Aufregung aber griff er daneben, verlor das Gleichgewicht, wankte und stürzte mit einem gellenden Aufschrei in die Tiefe hinunter.

Braun, der sofort an das Fenster gesprungen war, sah, wie der Körper auf dem Steinpflaster aufschlug. Im ersten Augenblick war er wie gelähmt; dann kam ihm zum Bewußtsein, daß Pedro nun abermals entkommen könne. Dies verlieh ihm sofort wieder die Besinnung. Er sprang jetzt ebenfalls auf die Fensterbrüstung, ergriff die Dachkante mit den Händen und schwang sich hinauf.

Pedro lag nahe am Rande des Daches. Er sah, wie Braun nach der Rinne griff. Durch den Absturz seines Genossen aber war er so überrascht, daß er gar nicht daran dachte, seinen Todfeind und Verfolger an dem Emporkletterern zu verhindern. Fast apatisch wartete er, wie Braun näher an ihn herankroch.

Erst als dieser ihn schon mit den Händen ergreifen konnte, erwachte wieder der Drang nach Freiheit und der Selbsterhaltungstrieb in ihm. Das Dach war vollständig flach. Mit einem raschen Blick hatte sich Pedro überzeugt, daß alle Häuser miteinander in Verbindung standen und dachte, durch eine Flucht über alle die Dächer den Verfolger allmählich irre zu führen und zu verlieren.

Wie von einer Mitter gestochen, sprang Pedro empor. Ebenso rasch aber war Braun ihm gefolgt, dessen scharfer Blick die Bewegung des Verbrechers sofort erkannte. Die Arme Brauns hatten

den Körper Pedros umklammert und zu Boden gerissen. Jetzt entstand zwischen den beiden ein furchtbares Ringen. Pedro kämpfte für sein Leben und seine Freiheit, Braun für seine Pflicht. Braun sah, wie sie jetzt nahe am Rande des Daches lagen. Noch eine Wendung und beide stürzten unfehlbar in die Tiefe. Mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften drückte Braun sich auf Pedro, um eine weitere Wendung, die den Tod zur unmittelbaren Folge haben mußte, zu verhüten. Aber die Kräfte Pedros waren den umklammernden Armen des schwächtigen Detektivs überlegen. Ein gewaltiges Aufbäumen Pedros folgte und — in demselben Augenblick wurden beide von den inzwischen gleichfalls angekommenen Begleitern Brauns zurückgerissen.

Jetzt war jeder weitere Widerstand Pedros vergeblich. Bald lag er gefesselt auf dem Dache. Durch eine auf den Boden des Hauses führende Dachluke wurde der Abstieg bewerkstelligt, und auch der noch auf dem Dache liegende Koffer wurde mitgenommen.

Braun übergab nun Pedro den beiden Beamten zur Bewachung und befahl ihnen, zunächst mit dem Gefangenen in dessen Wohnzimmer zu bleiben. Er selber stürzte die Treppe hinunter, um zu sehen, was aus Hans geworden wäre.

Auf der Straße hatte sich inzwischen eine Menge von Personen um den Abgestürzten angesammelt, welche von unten aus den Kampf auf dem Dache verfolgt hatte. Braun untersuchte Hans. Dieser hatte sich beim Absturz den Schädel zertrümmert und war sofort tot geblieben.

Der Detektiv ließ sofort einige Schutzleute herbeirufen, die für die Fortschaffung der Leiche Sorge tragen sollten. Dann erst begab er sich wieder in das Zimmer Pedros, in den vierten Stock hinauf, woselbst ihn seine Begleiter seinen Anordnungen gemäß mit dem Gefangenen erwarteten.

Jetzt erst kam ihm das Schreckliche seiner Lage, in der er geschwebt hatte, zum Bewußtsein. Nun erst sah er die gähnende Tiefe vor sich, in die er unfehlbar hinabgestürzt wäre, wenn seine Begleiter nicht zur Hand gewesen wären. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, alles flimmerte um ihn, so daß er sich setzen mußte. Bald aber hatte er sich wieder erholt. Dann dankte er zunächst seinen wackeren Mithelfern.

Pedro saß totenbleich auf einem Stuhl. Er gab auf keine der von Braun an ihn gestellten Fragen Antwort. Dieser ließ sofort die Taschen des Gefangenen durchsuchen, man fand aber nur ein gefülltes Portefeuille mit Banknoten, jedoch keine Legitimationspapiere, Notizen oder ähnliches.

Nachdem auch der Koffer und die noch auf dem Tische liegenden Schmucksachen zusammengepackt worden waren, wurde eine Droschke herbeigeholt und Pedro in Brauns und des Kriminalpolizisten Begleitung zum Polizeigebäude geschafft.

XV.

Gelöste Rätsel.

Die endliche Verhaftung des Mörders Pedro Serrao erregte in der Stadt größte Sensation. Die Tagespresse brachte spaltenlange Artikel, die illustrierten Blätter zeigten ihren Lesern in mehr oder weniger gut gelungenen Bildern die Portraits aller Beteiligten, sowie Illustrationen zu den gewagten Unternehmungen der Verbrecher. So wurde auch der Kampf auf der Plattform des Hauses verewigt.

Die ganze Stadt sprach nur noch von Pedro Serrao und dem Detektiv Braun.

Kommissär Seidel hatte Braun sofort, als er von der Verhaftung des Mörders durch den Detektiv erfuhr, beglückwünscht, und dieser ersuchte ihn, dem Verhöre Serraos beizuwohnen.

Pedro hatte kein Wort nach seiner Verhaftung gesprochen. Alles Drängen in ihn war umsonst geblieben. Die vorgefundenen Schmuckfächer und Brillanten wurden sofort an den Geschädigten zurückgegeben, ebenso das bei ihm und Hans vorgefundene Geld den nachweislich Geschädigten zurückerstattet. Die Versicherungsgesellschaft stellte sofort 5000 Mark zur Verfügung der Polizeidirektion; 1000 Mark wurden von Juwelier Westmann, 3000 von Nathan Aronstein, 5000 Mark von dem Besitzer des Geschäfts an der Brienerstraße, dessen Schaden mehrere 100 000 Mark betragen hätte, zur beliebigen Verwendung, insbesondere aber zur Unterstützung der an der Festnahme des Täters Beteiligten dem Polizeidirektor übergeben. Dieser entschädigte mit dem Gelde zunächst die Hotels, die durch die beiden Gauner betrogen worden waren.

Der Leichnam des abgestürzten Hans war sogleich am darauffolgenden Tage beerdigt worden. Auch in seinen Kleidern wurde nicht das geringste vorgefunden, woraus man hätte entnehmen können, wer und woher er war.

Pedro selbst verhielt sich allem gegenüber vollständig apathisch und war nicht zum Reden zu bewegen. Erst nach einigen Tagen hat er, man möchte ihn zum Verhör vorführen.

Als Braun davon erfuhr, ließ er sofort den Kommissär rufen, damit er der Vernehmung beiwohne. Dieser erschien darauf sofort.

Bald brachten dann auch zwei Schutzleute Pedro Serrao in Eisen geschlossen in das Bureau. Er war in den wenigen Tagen sehr gealtert, so daß er kaum noch zu erkennen war.

Braun war ihm gegenüber sehr freundlich und entgegenkommend. Als Pedro sich gesetzt hatte, begann Braun:

„Ich glaube, Ihnen am besten empfehlen zu können, nunmehr in allen Punkten ein offenes Geständnis abzulegen. Es hat sich das Beweismaterial derartig angesammelt, daß jedes Leugnen oder Widersprechen erfolglos wäre.“

„Ich gestehe alles zu!“ unterbrach ihn Pedro.

„Dies zeigt wenigstens, daß Sie insoweit ein aufrichtiger Charakter sind und nicht heimtückisch zu leugnen suchen, was Sie begangen haben. Daß für jede Tat auch Strafe und Sühne sein muß, werden Sie wohl selbst einsehen.“

Pedro nickte.

Braun fuhr hierauf wieder fort:

„Der letzte Einbruch, sowie der Raub bei Westmann und die verschiedenen Hotelbetrügereien sind so völlig aufgeklärt, daß Sie wohl alles zugestehen werden.“

„Ja! Es ist alles so, wie die Leute angaben,“ antwortete Pedro ruhig und in bestimmtem Tone.

„Gut! Es bedarf lediglich der Fall Monnard noch einiger Aufklärung. Sie haben diesen ja auch ermordet.“

„Nein! Monnard habe ich nicht ermordet!“ Ein flüchtiges Lächeln huschte über das Gesicht Pedros.

„Unterbrechen Sie mich jetzt nicht. Es ist zwar zwecklos, wenn Sie leugnen, aber ich werde Ihnen vorerst genau erzählen, wie die Tat geschehen ist. Dann können Sie reden!“

„Ich höre!“

„Sie hatten mit Hans schon lange vorher den Mord geplant. Sie wollten die Versicherungssumme erhalten. Sie fuhren deshalb mit Hans, um ein Alibi nachweisen zu können, in der Nacht vom 15. auf den 16. nach Frankfurt. Dort stiegen Sie im „Leipziger Hof“ ab, fuhren dann allein mit dem Zweirad wieder nach München, wo Sie abends gegen 10 Uhr ankamen. Sie hatten bereits mit Monnard eine Zusammenkunft vereinbart, begaben sich dann mit diesem nach Hause und töteten ihn. Um das Gericht zu verwirren, schnitten Sie ihm den Kopf ab, den Sie mitnahmen und wahrscheinlich irgendwo versteckten oder sonstwie beiseitigten. Um aber irgend ein Anrecht auf die zu erhebenden 50 000 Mark zu haben, ließen Sie unter den Schriftstücken den mit Peter unterschriebenen Brief zurück. Sie hatten unter den Papieren Monnards die Legitimationskarte des Bruders von Fritz Monnard vorgefunden, und diese dann mitgenommen, da Sie dachten, sie würden dieselbe vielleicht noch einmal benutzen können. Hierauf entfernten Sie sich und fuhren am Morgen wieder nach Frankfurt zurück, woselbst Sie gegen Mittag eintrafen. Um Ihr Alibi glänzend nachweisen zu können, hatte Hans inzwischen in Frankfurt Ihren zweiten mit Peter unterschriebenen und an die Wohnung adressierten Brief auf die Post geschickt, und nun konnten Sie in Seelenruhe wieder nach München reisen. Als Sie dann später durch mich erfahren hatten, Sie müßten sich bei der Erhebung des Geldes auch legitimieren, benutzten Sie dazu die Legitimationskarte des Ferdinand Monnard. Ist es nicht so?“

Fragend sah Braun Pedro an.

Dieser aber sagte wiederum nur:

„Ich habe Monnard nicht ermordet.“

„Das ist nicht möglich!“ rief Braun, den das Leugnen des Gefangenen in diesem für ihn so klar erwiesenen Punkte frap-pierte.

„Monnard nicht!“ gab Pedro wieder zur Antwort und setzte dann hinzu: „Denn ich selbst bin Fritz Monnard!“

Braun und der Kommissär sahen sich verblüfft an. Diese Antwort wirkte auf sie derart überraschend, daß zunächst keiner etwas erwiderte.

Pedro aber fuhr fort:

„Alles, was Sie über die Ausführung des Verbrechens sagten, stimmt ja. Ganz genau! Nur habe ich den Kopf mitgenommen, weil man sonst gesehen hätte, daß der Tote ein Fremder war.“

„Ah! Das also!“ rief Braun.

„Sonst stimmt alles!“

„Mein erster Gedanke war allerdings auch, daß eine Mystifikation vorläge. Besonders verdächtig erschienen mir die flüchtig geknoteten Schuhbänder“, sagte Braun.

„Aber die Leiche trug doch Ihre Kleider!“ warf der Kommissär ein.

„Als ich mit dem Fremden, der ein Handwerksbursche aus Polen oder so irgendwo her war, in meine Wohnung kam, schlug ich ihn mit einem Gummischlauch nieder, so daß er ohnmächtig wurde. Ich entkleidete ihn sodann, zog ihm meine Kleider an und schnitt ihm dann den Kopf ab. Jetzt erst zog ich seine Kleider an, so daß nicht die geringsten Blutspuren an mir wahrzunehmen waren. Vorher aber hatte ich noch meine Hände gewaschen und den Kopf fest verpackt. Das andere wissen Sie alles.“

„Also deshalb durfte der Kopf nicht gefunden werden!“ rief der Kommissär aus.

„Aber wo haben Sie den Kopf hingeschafft?“ fragte Braun.

„Den habe ich und Hans in der Nähe Frankfurts in einer Nacht tief in den Boden vergraben.“

„Aber wie kamen Sie zu dem Fremden?“

„Wir trafen ihn fast jeden Tag! Er hatte uns erzählt, er hätte keine Verwandten und Bekannten, er sei ganz allein auf der Welt. Da er meine Körpergröße besaß, wurde er als Opfer benützt.“

„Sekt dürfte ja alles aufgeklärt sein“, wandte sich der Kommissär an Braun.

Dieser aber fragte noch:

„Wer ist eigentlich dieser Hans?“

Die Miene Pedros, oder wie wir ihn jetzt nennen wollen Fritz Monnards, verfinsterte sich und nach kurzem Zögern erklärte er ruhig aber bestimmt:

„Ich werde zum Tode verurteilt werden. Das steht zweifellos fest. Ich will den einzigen Freund, den ich hatte, nicht verraten und wenn ich mein Leben dadurch retten könnte. Er ist tot. Alle, die ihn und seinen Namen kennen, halten ihn für einen ehrlichen Menschen und für diese mag er es auch bleiben.“

Alle weiteren Versuche Brauns, den Namen von Monnards Genossen zu erfahren, blieben erfolglos. Er ließ daher den Gefangenen wieder abführen.

Als Monnard das Bureau verlassen hatte, sahen sich der Kommissär und Braun an. Dann sagte der Kommissär:

„Wer hätte das wohl für möglich gehalten?“

„Ich nicht!“ antwortete Braun. „Aber seien wir froh, daß es so weit gekommen ist. Das Rätsel ist jetzt vollständig gelöst.“

Nach eifrigen Nachforschungen wurde schließlich der Kopf des Ermordeten an der von Fritz Monnard bezeichneten Stelle bei Frankfurt ausgegraben, und Zeugen, die dem Gefangenen gegenübergestellt wurden, erkannten ihn auch als Fritz Monnard wieder, nachdem man ihm die Haare wieder braun gefärbt hatte. Es bestand daher nicht mehr der geringste Zweifel an den Aussagen des Gefangenen.

Er wurde etwa ein halbes Jahr später vom Schwurgerichte zum Tode verurteilt, und das Urteil auch vollzogen. Monnard verzichtete auf ein Gnadengesuch. Er betrat ohne zu wanken, ruhig und gefaßt das Schafott, nachdem er vorher vor einem Priester sein Gewissen erleichtert hatte.

Von Hans konnte man nicht das Geringste mehr erfahren. Wer er war, blieb für immer unbekannt.

Während die an der Festnahme beteiligten Schußleute eine größere Geldsumme erhielten und sie auch annahmen, lehnte Braun jede Belohnung ab. Er erklärte, lediglich seine Pflicht erfüllt zu haben und hat, das für ihn bestimmte Geld dem Verein zur Fürsorge entlassener Sträflinge zu übergeben, damit es so vielleicht noch dazu dienen könne, junge Burschen von der Bahn des Verbrechens fernzuhalten.

Ein Ehrenzeichen, das ihm außerdem noch verliehen wurde, nahm er an, hat dann aber um seine Entlassung. Er konnte die Szene nicht vergessen, wie er auf dem Dache hart am Rande des Abgrundes zwischen Tod und Leben schwebte.

— Ende. —

(Nachdruck verboten.)

Komödie.

Erzählung aus dem Großstadtleben von W. Schönan.

Seulend jagt der Nordwind durch die Straßen, eine Wolke von Staub und dürren Blättern vor sich herwälzend. Ein Regenschauer prasselt hernieder. In wilder Hast flüchten die Spaziergänger in die Cafés und Restaurants. Die eben noch mäßig

befleckten Straßenbahnwagen sind im Nu überfüllt. Die Haltestellen gleichen wimmelnden Ameisenhaufen. Bei jedem neu ankommenden Wagen dasselbe rücksichtslose Drängen und Stoßen der Menge. Unter ihnen befindet sich eine ärmlich gekleidete, blasser Frau mit einem Säugling auf dem Arm, an der andern Hand führt sie ein kaum zweijähriges Mädchen, ein etwa dreijähriger Bub' klammert sich ängstlich an ihre Rockfalten. Schon vier Wagen sind vorübergefahren, und noch ist es ihr nicht gelungen, Platz zu finden, immer wieder ist sie zurückgedrängt worden. Da endlich beim fünften erbarmt sich eine mitleidige Seele und hebt ihr die Kinder auf den Perron des Wagens. Es sind gerade noch drei Plätze frei. Unwillig rücken die Insassen zusammen und eine elegante Dame zieht indigniert und mit bösem Gesichtsausdruck ihr Kleid an sich, als die gestickten, mit Nieten besetzten Schuhchen des kleinen Knaben etwas zu sehr in ihre Nähe kommen. Erschreckt rückt der Nachstopp etwas beiseite, sich sichtlich Mühe gebend, die Nachbarin nicht zu berühren. An seiner anderen Seite sitzt sein Schwesterchen und schaut mit den großen Blauaugen neugierig im Wagen umher, während das kleinste auf der Mutter Arm jauchzend nach den blanken Knöpfen an der Uniform des Kondukteurs greift, der soeben herantritt.

„Zwei zu zehn!“ sagt die Frau und reicht ihm zwei Zehnpfennigstücke. Er schüttelt den Kopf und verlangt dreißig Pfennig.

„Aber sie sind doch unter vier Jahr!“ stottert sie mit einem Blick auf die beiden neben ihr sitzenden Kinder.

„Ein Kind ist nur frei, die andern müssen voll bezahlen,“ erwidert der Gestrenge unwirsch und sieht ungeduldig zu, wie die Frau mit der freien Rechten das Geldbeutelchen hervorzieht und nach längerem Suchen den dritten Zehnpfenniger herausnestelt.

Ein tiefer Seufzer hebt dabei die Brust der Frau und mit bekümmertem Ausdruck iren ihre Augen über die Gesichter ihrer Fahrtgenossen, die teils mitleidig, teils gleichgültig dem Vorgang zusehen.

„Unbegreiflich!“ sagt halblaut die elegante Dame zu ihrem Begleiter. „Das fährt vier Mann hoch mit der Elektrischen, und dabei sieht die Not aus jeder Kleiderfalte.“ Dabei mustert sie kühl über die Schulter die ärmliche, vielfach gestickte, aber peinlich saubere Garderobe der Frau und ihrer Kinder. Diese mußte die herzlosen Worte verstanden haben, eine leichte Röte überfliegt momentan die schmalen Wangen und in den Augen schimmert es feucht, als sie zu der Sprecherin gewendet entschuldigend sagt:

„O, meine Dame, glauben Sie nicht, daß ich zum Vergnügen mit den Kindern fahre. Der Weg ist weit, die Kleinen schaffen's nicht, dazu der schneidende Wind — —“

„Na eben,“ unterbricht sie jene. „Bei solchem Wetter gehören die Würmer in die warme Stube.“

Wieder stiehlt sich ein Seufzer über die Rippen der Armen.

„Sie haben ja recht,“ nickt sie, „aber ohne Aufsicht können sie nicht allein zu Hause bleiben, und ich habe niemand, der nach ihnen sieht. Mein Mann — —“ Tränen ersticken ihre Stimme und tief senkt sie das Haupt auf die Brust. Dabei berührt sie das Köpfchen des Jüngsten, der aufblickend und die Tränen in den Augen der Mutter bemerkend, ihr schmeichelnd mit den dicken Händchen ins Gesicht patscht und „Mama dut sein“ lallt, während das kleine Mädchen zu ihrer Rechten zärtlich ihren Arm umklammert. Der Älteste, der sein Mitgefühl nicht handgreiflich betätigen kann, rückt unruhig auf seinem Sitz hin und her, dabei unverwandt die Mutter ansehend und im blassen Gesichtchen einen so wehleidigen Zug, daß die vis-à-vis sitzenden Fahrgäste — eine alte Dame und ein junges, auffallend hübsches Mädchen — gerührt sich herüberbeugen und dem kleinen Schelm liebevoll das Köpfchen streicheln.

„Welch' liebe Kinder!“ sagt das junge Mädchen.

„Ja, es sind liebe gute Kinder“, bestätigt die Mutter und fährt sich verstohlen mit der Hand über die Augen. „Und es ist kaum zu fassen, wie ein Vater so herzlos sein kann, diese Kinder dem Elend preiszugeben und auf und davon zu gehen. Ich war eben deswegen auf der Polizei und beim Pfarrer, daß man ihn zu seiner Pflicht anhält. Seit sechs Wochen ist er fort, ohne uns einen Pfennig zu schicken, und ich kanns allein nicht schaffen. Ich habe gearbeitet Tag und Nacht, und trotzdem steht die Not vor der Tür.“

In hastiger, abgerissener Weise, mit tiefgesenkten Augen hat die Frau diese Worte herborgestoßen. Teilnehmend lauschen die Fahrgäste dieser Erzählung, die trotz der Mütigkeit solchen Elends doch immer wieder packt. Verschiedene Hände regen sich, um verstohlen das Portemonnaie zu ziehen und eine milde Gabe für die verlassen Kinder zu spenden. Das junge Mädchen ist die erste, die dem kleinen Buben ein Geldstück in die Hand drückt, andere folgen dem Beispiel und bald kann die kleine Faust all die großen und kleinen Münzen kaum noch fassen. Mit aufleuchtenden Augen nimmt er sie in Empfang, um sie dann mit drolliger Wichtigkeit in der Mutter Schoß zu legen, ihr dabei gönnerhaft und tröstend zugleich aufs Knie klopfend, als wolle er sagen: „Nun gräm Dich nicht weiter, Du siehst ja, wie ich für Dich Sorge!“

„Bedanke Dich bei den gütigen Leuten“, flüstert die Mutter und neigt dankend das Haupt gegen die Geber, wobei sie aber in seltsam scheuer Weise vermeidet, ihnen frei ins Auge zu sehen.

Schrägüber aus der Ecke des Wagens läßt sich plötzlich das fette Organ einer älteren, unendlich korpulenta Dame vernehmen:

„Warum wenden Sie sich nicht an einen Armenverein? Gerade hier bei uns wird so viel für die Armut getan. Natürlich“, fügt sie salbungsvoll hinzu, „nur für würdige Arme.“

Das Wort „würdige Arme“ scheint bei der armen Frau eine wunde Stelle zu berühren, noch tiefer senkt sie die Stirn, noch scheuer wird ihre Haltung. Bei der nächsten Haltestelle rauscht die starke Dame hinaus und legt im Vorbeigehen eine Visitenkarte auf das Knie der Frau.

„Melden Sie sich morgen Nachmittag um fünf Uhr bei mir, ich will sehen, ob ich für Sie etwas erreichen kann beim Elisabethverein. Aber ohne die Kinder, bitte!“

Ein mißbilligendes Murmeln erhebt sich im Wagen über die menschenfreundliche Dame, die noch eben gehört hat, daß die arme Frau ohne die Kinder nicht vom Hause fort kann und die als einzige von den Fahrgästen ihr Mitleid ohne den klingenden Nachdruck befundet.

Berschüchtert dreht die arme Frau die Karte in der Hand her und hin, um sie dann seufzend in die Rocktasche zu schieben. Jetzt ist das Ziel ihrer Fahrt erreicht. Demütig grüßend verläßt sie mit ihren Kindern den Wagen und verschwindet um die Ecke der nächsten Querstraße, nachdem sie sich mehrmals scheu umgewandt, gerade so, als ob sie fürchte, verfolgt zu werden.

Im Wagen hat man das wohl bemerkt, und ein Herr meint, ihr nachdenklich nachsehend: „Merkwürdig! Die Frau machte einen anständigen Eindruck und daß Kummer und Sorge sie quält, sah man ihr deutlich genug an, und doch kam es mir vor, als sei ihre Erzählung nicht wahrheitsgemäß; es kam alles so unsicher heraus.“

„Sollte das nicht nur Befangenheit gewesen sein?“ wirft das junge Mädchen ein. „Mir wollte es scheinen, als ob sie bessere Tage gesehen und das Almosenbitten ihr unsäglich schwer würde.“

„Kann sein!“ nickt der Herr und verläßt, den Hut vor dem jungen Mädchen ziehend, ebenfalls den Wagen.

Verschiedene andere Leute steigen ein. Bald ist der Zwischenfall vergessen. Wer hat auch in der Großstadt mit ihrem hastenden Getriebe Zeit, eingehend sich mit dem Schicksal armer Leute zu befassen? Man ist es nur zu sehr gewohnt, Elend zu sehen und die Details sind unerquicklicher Natur, das Interesse stumpft sich leicht ab und — wozu sich die Lebensfreude verflummern lassen?

* * *

Vor einer der häßlichen grauen, vielstöckigen Mietzkasernen der Vorstadt macht die arme Frau Halt, nachdem sie in einem Vorkostkeller verschiedene kleine Einkäufe besorgt. Mühsam schleppt sie sich mit der doppelten Last die vier Treppen zu ihrer Wohnung empor, die beiden anderen Kleinen vor sich herschiebend, sie unermülich zur Vorsicht mahnend, damit sie in der tiefen Dämmerung des Treppenhauses nicht zu Falle kommen.

Endlich sind sie oben. Tief aufatmend lehnt sie sich einen Augenblick gegen den Türposten und neigt horchend das Haupt. Lautes Schnarchen schallt ihr entgegen. Die Kinder zur Ruhe mahnend, öffnet sie leise die Tür und schleicht mit ihnen durch das schwach beleuchtete und kärglich möblierte Stübchen in die daneben liegende Kammer. Mit scheuen Blicken streift sie das schmale Bett an der Wand, auf dem in voller Kleidung ein kräftiger, noch junger Mann in festem Schlaf liegt.

Behutjam schließt sie die Kammertür, bringt die müden Kleinen zu Bett und nachdem sie jedem eine Saugflasche voll lauwarmen Milchkaffee gefüllt und den beiden ältesten eine Brotschnitte gegeben, kehrt sie in die Stube zurück, wo noch immer die rasselnden Schnarchtöne erklingen. Um das kleine Petroleumlämpchen zu entzünden, muß sie an dem Bett vorüber. Voller Ekel wendet sie den Kopf zur Seite, denn ein intensiver Schnapsgeruch entströmt dem offenen Munde des Mannes. Jetzt fällt der Schein der Lampe auf sein Antlitz, das, blaß und gedunsen, dennoch Spuren von Schönheit zeigt. Das verwilderte Haar ist noch voll und lockig und der offene Mund zeigt feste, weiße Zähne. Unwillkürlich bleibt die Frau stehen und blickt hernieder zu dem Schlafenden, den sie früher wohl hundertmal ihr Glück genannt und der jetzt die Qual ihres Lebens ist.

Seufzend schleicht sie zum Tisch inmitten der Stube, dreht den Blendschirm der Lampe so, daß das Licht den Schläfer nicht belästigt und setzt sich, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, nieder, um bei dem fargen Licht große rote Monogramme in seine Taschentücher zu sticken. Ab und zu nimmt sie aus einem braunen Senkeltöpfchen einen Schluck Kaffee und beißt in die trockenen Brotschnitte.

Während sie, tief auf die mühselige Arbeit geneigt, fleißig die Nadel handhabt, fliegen die Gedanken in die Vergangenheit zurück und sie sieht sich mit dem Manne dort vor dem Altar der Petrikirche stehen, glaubt deutlich die Worte des alten, ehrwürdigen Pfarrers zu hören, der so schlicht und eindringlich von den Pflichten der Eatten, von nie aufhörender Liebe und Treue sprach. Und dann die ersten Wochen im eigenen, bescheidenen, aber ach so trauten Heim! Die Geburt des Stammhalters! Was waren das für glückliche, selige Zeiten gewesen, und wie rasch waren sie verfliegen. Der erst so fleißige, nüchterne Mann geriet in schlechte Gesellschaft, die unzufrieden mit ihrem bescheidenen, aber auskömmlichen Lose an der bestehenden Ordnung der Dinge zu rütteln versuchte und auch ihn zum Streik aufreizte. Wie hatte sie gebeten und gefleht, diesen Verkehr zu meiden, wie ihn ermahnt, mit seinem Lose sich zu begnügen! Umsonst, er war weiter gegangen auf der abschüssigen Bahn; bald gehörte er zu den Hädelsführern, und als der Streik einen ungünstigen Verlauf nahm,

verlor er die Stellung und sank nun rasch tiefer und tiefer. Die Polizei hatte bereits ein wachsames Auge auf ihn, er zählte zu den gefährlichsten, aufreizenden Elementen, welche das Wohl der Bürger bedrohen. Die Nächte durchtrank er, die Tage durchschlief er und bürdete den schwachen Schultern der Frau die Sorge für die Erhaltung der Familie allein auf. In ihrer Herzensangst war sie eines Tages zu dem Pfarrer gelaufen und hatte seinen Beistand erfleht. Der alte Herr war auch gekommen und hatte den Verirrten auf den Weg der Pflicht zu lenken versucht. Schweigend waren seine Vorstellungen angehört worden und er verließ hoffnungsvoll das Haus, dieses Schweigen als Zerknirschung deutend.

Schaudernd denkt die stille Frau an die Mißhandlungen, die ihr nach dem Fortgange des Pfarrers wurden, und da — an diesem Abend hatte das Elend erst recht begonnen. Er hatte sie zu Boden gestoßen, und bei dem Falle war ihr das Portemonnaie aus der Tasche geglitten. Gierig hatte er es an sich gerissen und gefragt, woher das Geld wäre. Da hatte sie zögernd gestanden, daß sie auf der Rückfahrt vom Pfarrer in der Elektrischen von ihrem Elend erzählt und mitleidige Fahrgäste ihr das Geld geschenkt. Furchtsam hatte sie sich niedergeduckt, neuer Mißhandlungen gewärtig. Aber der Unhold war in lautes Lachen ausgebrochen und hatte gemeint, daß das ja ein sehr einträgliches Geschäft sei und gewiß noch lohnender würde, wenn sie sich als von dem Manne verlassen hinstellte. Den größten Teil des Geldes hatte er noch in derselben Nacht verjubelt und unter den rohesten Mißhandlungen zwang er das widerstrebende, unglückliche Weib, dieses einträgliche Geschäft fortzusetzen.

Mit Zittern und Zagen, in steter Angst vor Entdeckung hatte sie es wieder und wieder getan und immer andere Linien der Straßenbahn befahren. Man hätte meinen sollen, daß diese Komödie, wie sie es nannte, ihr immer gekaufter werden müsse, aber im Gegenteil, immer schwerer und schwerer wurde sie ihr. Es war da etwas in ihrem Innern, was gewaltfam aufschrie gegen diesen Erwerb; sie schämte sich vor sich selber und vor ihren Kindern. Wähnte sie doch die unschuldigen Augen ihres Ältesten in banger Frage auf sich gerichtet zu sehen, wenn sie von dem davongelaufenen Vater erzählte. Sie, die stets die Lüge als Todssünde gehalten hatte, mußte nun fast täglich diesem Laster fröhnen und was so unsagbar schwer war, vor den Augen ihrer Kinder.

Fiebernd lag sie nachts im Bette und zermarterte sich das Hirn nach einem Ausweg aus dieser Qual. Endlich kam ihr ein rettender Gedanke. Eine Bekannte, deren Mann gestorben, erwarb sich den Lebensunterhalt für sich und ihre vier Kinder mittelst einer Strickmaschine und zwar verhältnismäßig leicht. Heimlich erkundigte sie sich nach dem Preise einer solchen und erfuhr, daß eine gebrauchte, aber gute Maschine für 70 Mark verkäuflich sei und bei 50 Mark Anzahlung ihr gegeben würde.

Fünzig Mark! Ein Vermögen für die Ärmste! Sie beschloß, von nun an von dem „einträglichen Geschäft“ jedesmal heimlich ein Stückchen wegzustecken, bis sie eine größere Summe beisammen. Dann würde vielleicht der Verkäufer mit sich reden lassen und ihr auch für weniger als 50 Mark Anzahlung die Maschine leihen.

Als die eifrig stückende Frau bei diesem Punkte ihres Gedankenganges angekommen ist, läßt sie die Arbeit sinken, und steht leise auf. Ein heißes Verlangen, den ersparten Schatz zu sehen, erfäßt sie. Auf den Beinen läuft sie zu der Kommode, zieht einen Schub auf und entnimmt einem Paar zusammengerollter Strümpfe eine kleine runde Schachtel. Mit dieser kehrt sie, einen prüfenden, flüchtigen Blick auf den noch immer Schnarrenden werfend, an den Tisch zurück. Dann zieht sie ihren Geldbeutel hervor, zählt den heutigen Gewinn, und legt den an

ihren Mann abzuliefernden Teil auf den Tisch. Den Rest behält sie in der Hand, schüttelt den Inhalt der Schachtel dazu und zählt nun langsam die Geldstücke in jene zurück.

„Zweiundzwanzig Mark und sechzig Pfennige!“ flüstert sie vor sich hin. „O Gott, wie lange muß ich da noch Komödie spielen, ehe ich zu einem ehrlichen Erwerbe komme!“

Ob sie sich nicht doch lieber an die dicke Dame wandte, die ihr heute die Karte gegeben? Aber nein, nein, dann würde diese Erkundigungen über sie einziehen, erfahren, daß ihr Mann noch bei ihr, daß sie gelogen — o Gott, nein, sie war ja keine würdige Arme! Aufstöhnend birgt sie das Gesicht in den Händen.

Da legt sich plötzlich eine schwere Hand auf ihre Schulter. Tödlisch erschrocken fährt sie auf und erblickt dicht über sich das grinsende Antlitz ihres Peinigers, der mit gierigen Augen das Geld in der Schachtel mustert. Zu spät sucht sie es zu verbergen, er entreißt es ihr und stößt die mit ihm Ringende mit roher Gewalt zurück. Sie taumelt, fällt über den Stuhl und bleibt halb bestimmungslos davor liegen.

„Danke schön!“ hohnlacht der Mann und läßt das Geld in seiner Hosentasche verschwinden. „Das kommt mir gerade gelegen! Du falsche Natter! So betrügst Du mich. Ich möcht Dich schon eintränken, aber die Zeit ist knapp — daß Du weißt, ich verreise! Habe das Hundeleben hier satt und 'ne feine Stelle in Aussicht. Wo — geht Dich nicht an! Und wiederkommen is nich — verstehste mir — 'nen Mann haste gehabt!“

Während dieser mit schadenfrohem Lachen begleiteten Worte bezeigt der Mann plötzlich eine fieberhafte Tätigkeit. Aus dem Spind reißt er einen Kock, aus der Kommode Wäsche, packt hastig ein Bündel, nimmt Hut und Ziegenhainer von der Wand, und der niedergesunkenen Frau noch einen Fußtritt versetzend, höhnt er, an ihr vorüber zur Tür gehend: „Nu erzähle Dein Märchen nur flott weiter. Jetzt brauchste Dich nich mehr von wegen der Lüge zu alterieren, Du Zimperliese! Jetzt wirds Wahrheit! Adjes!“

In das schmetternde Zuschlagen der Tür mischte sich ein halberstickter Schrei.

„Wilhelm!“ ruft das unglückliche Weib und streckt die Arme ins Leere. Dann schlägt sie hart mit dem Kopf auf die Diele und das Bewußtsein schwindet ihr.

Als sie wieder zu sich kommt, liegt sie noch immer auf derselben Stelle, doch nicht allein — neben ihr kauert im bloßen Hemdchen ihr Ältester und seine Tränen tropfen ihr ins Gesicht, während seine zitternder Ärmchen krampfhaft ihren Hals umschlingen.

Da ermannt sie sich, steht auf, reißt das Kind an ihre Brust und läuft wie gejagt in die Kammer. An dem Bette, wo die beiden Kleinen friedlich schlummern, kniet sie mit dem Knaben nieder und unter heißen Tränen tut sie etwas, was sie, ach wie lange nicht mehr vermocht — sie betet.

Als sie nach langer Zeit sich wieder erhebt, da fühlt sie sich wie von Bergeslasten befreit. Nie hat sie sich weniger verlassen gefühlt, als in dieser Stunde, wo der, der ihr Schutz, ihr Ernährer sein sollte, sich böswillig von ihr gewandt. Jetzt ist sie vorbei, die Komödie, ihr elendes Dasein vom Fluche der Lüge befreit. Jetzt kann sie in Ehren um Unterstützung bitten und es gibt noch gute Menschen, man wird ihr helfen, sich einen ehrlichen Erwerb zu gründen und ein Vorbild an Fleiß und Rechtchaffenheit zu werden — ihren Kindern.

(Nachdruck verboten.)

Das Tagewerk der Pariserin.

Von Pierre Valbague.

Autorisierte Übersetzung von Margarethe London.

2. Eine Amerikanerin in Paris.

Mitten im Plaudern hatte sich Fräulein Mice, die Verkäuferin, dem Sprachrohr mit seinen vielen Mundstücken, das die Ateliers mit allen Räumen des Hauses verbindet, zugewandt, denn jetzt heißt es ernstlich, das Kostüm von Frau Mawannes zur Anprobe herunterzuerpedieren.

In diesem Augenblick treten zwei Damen in den Salon, denen Frau Mawannes mit einem kleinen Freudenschrei entgegenstürzt. Es ist ihre Freundin, die Gräfin v. Egrielles, und mit ihr kommt die bezaubernde Gloria Belhann, eine Amerikanerin mit goldenem Haar und leuchtendem Teint, die ihre erste „Season“ in Paris erlebt und geradezu Aufsehen macht. Gloria ist die Gattin eines „Kupferkönigs“, der wohlweislich bei seinen Schätzen in Amerika geblieben ist und nur seine Frau nach Paris geschickt hat, damit sie sich ein wenig amüsiere. Inzwischen muß er seine Millionen verteidigen, und das ist eine mindestens ebenso lohnende Mission.

Mit ihrem offenen Dachen, ihrem quellförmigen Plaudern hat Gloria Belhann förmlichen Aufbruch in beiden Faubourgs entfesselt; groß, geschmeidig, wunderbar gebaut, scheint sie wie dazu geschaffen, die tollsten Leidenschaften wachzurufen. Sie aber geht gleichgültig, wie wenn die Sache sie nichts angehe, an ihren feurigsten Verehrern vorbei und getraut sich den Flirt, der im Leben einer jeden Pariserin eine so bedeutsame Rolle spielt, aus ihren Gewohnheiten zu verbannen, was begreiflicherweise großes Erstaunen hervorruft.

Die Gräfin v. Egrielles hat sich höchst entgegenkommend der ganz unbekannteren Gloria Belhann angenommen und dient ihr als geschickter Botse in dem von Untiefen wimmelnden Pariser Fahrwasser. Heute führt sie die junge Amerikanerin bei Sequin ein.

Therese Mawannes, die um kein Haar besser ist, als alle ihre Mitschwester, stirbt inzwischen fast vor Ungeduld, zu erfahren, welche Toiletten sich die hübsche Fremde wohl bestellen wird — und siehe da, es wird ihr eine unglaublich lange Liste vorgezählt.

„Ich muß doch in Amerika Pariser Chic importieren,“ erwiderte Gloria in ihrem allerliebsten französischen Kauderwelsch.

„Wissen Sie auch, was uns besonders fehlt, während Ihr Pariser es in hohem Grade habt? Die Diskretion der Farben sowohl, als der Formen. Die Pariserinnen sind darin auf alle Fälle gut daran; sie können sich gut Kleider anschaffen, die nicht „schreien“, weil sie sie Leuten präsentieren, die zu „sehen“ verstehen und genau wissen, was distinguiert ist, trotzdem es auf den ersten Blick vielleicht unscheinbar aussieht. Hier braucht man zur Kleiderfrage nicht den ganzen Regenbogen zu Rate ziehen; man kann in Paris schon bewundert und ausgezeichnet werden, wenn man nur in einer kleidsamen Farbe vorteilhaft angezogen erscheint. Man wird eben hier, selbst auf den leisesten Wink, in seinen Geschmacksansichten verstanden. Wie ganz anders steht es aber damit bei uns! Der Amerikanerin fehlt es nicht etwa an Geschmack, wie es uns die Pariserinnen so gern einreden wollen; wir sehen uns aber daheim genötigt, unsere Ideen sozusagen zu unterstreichen. Unsere reichsten Leute sind eben noch nicht aristokratisch genug geschult, um vor ihnen die matten Farben, die feinen gebrochenen Tinten riskieren zu können. Früher, noch vor ganz kurzer Zeit, ging es den Engländerinnen ähnlich; jetzt aber verstehen sie sich bereits besser auf die Kunst des Toilettemachens. Als ich vor drei Jahren mit meinem Vater nach London kam, fand ich die dortigen Moden geradezu abstoßend; diesmal, letzten Monat, konnte ich einen sichtbaren Fortschritt feststellen. Aber Paris bleibt trotz alledem unser großes, unerreichtes Vorbild.“

So plauderte Gloria in unbefangener Weise und fügte schließlich, gegen Therese Mawannes gewendet, freimütig hinzu: „Sie würden mir wirklich einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir hier mit Rat und Tat beistehen möchten.“

Die Damen Egrielles und Belhann sehen sich derselben Verkäuferin überwiesen, wie Frau Mawannes; man winkt Fräulein Mice heran, und da diese naturgemäß lange Zeit in so wichtiger Mission mit den beiden Neuangekommenen zu verhandeln hat und Frau Therese den lebhaftesten Anteil an diesen Besprechungen nimmt, tritt nun natürlich die schon bestellte eigene Anprobe vorläufig zurück.

Alle drei nehmen feierlich Platz; Frau Therese bewaffnet sich mit ihrem gestielten Lorgnon, und unter heiliger, atemloser Stille sehen sie prüfend der ersten „Probiermannsall“ entgegen, die sich jetzt langsamen Schrittes nähert. — —

Aus aller Welt.

C. K. Ein Salzberg. Eines der merkwürdigsten Naturspiele ist der Salzberg von Cardona in Spanien, von dem ein englischer Besucher im „Wide World Magazine“ eine fesselnde Schilderung entwirft. Da er inmitten einer unwirklichen Gegend nördlich von Verida, zwischen Barcelona und Seo de Urgel, liegt, die im Winter eisig und im Sommer glühend heiß ist, wird er nur sehr selten besucht. Bis auf 40 Kilometer Entfernung führt die Eisenbahn bis zu dem Salzberg; dann muß der Reisende sich einer „Tartana“ bedienen, einer Art langen, zweirädrigen Gefährtes, das von vier oder fünf Mauleseln gezogen wird. Die von der Sonne verbrannten Bauern in Katalonien tragen alle die scharlachrote phrygische Mütze und lange anmutige Mäntel. Allmählich sieht man kein bebautes Land mehr, der Boden wird härter und steiniger, und sechs Stunden lang wird man gehörig durchgerüttelt. Dazu kommt, daß die rollende Bewegung des Gefährtes eine Art Seekrankheit hervorruft. Endlich wird Cardona erreicht. Auf dem Gipfel eines steilen Berges steht eine Zitadelle. Einige Soldaten mit Sandalen an den Füßen ziehen teilnahmslos auf Wache. Ein merkwürdig weiß aussehender, anscheinend gefrorener Strom liegt am Fuße des Felsens; aber das Wasser ist nicht gefroren, und der Schnee darauf ist nicht Schnee, sondern Salz. Das rüttelnde Gefährt windet sich einen schmalen Bergpfad hinan. Die Landschaft wird immer seltsamer. Stellenweise ist der Boden mit tiefen Löchern bedeckt, dann wieder mit blasenähnlichen Gebilden; man sieht keine Spur von Pflanzenwuchs, alles ist eine öde Wüste. Nach allen Richtungen bedecken weißliche Matten, deren Zahl ständig zunimmt, die Landschaft. Nach einer Wegbiegung befindet man sich plötzlich einer großen glänzenden Masse gegenüber. Es scheint ein Gletscher zu sein, mit seinen scharf geschnittenen Rändern, den hellgrünen, durchsichtigen Stellen, den bläulichen Schattungen und fast senkrechten Schluchten. Beim Näherkommen verstärkt sich die Täuschung; es sieht aus, als ob die ganze gewaltige Masse mit Naahfrost aus kleinen fleckenlosen Kristallen bedeckt ist. Ein kleiner, tiefblauer See liegt still und ruhig inmitten dieses blendenden Weiß. Sein Wasser ist salzhaltig. Überall ist Salz — man steht vor dem Salzberg. Während man sonst das Steinsalz in unterirdischen Schichten findet, ist es hier in Cardona aus der Erde hervorgeströmt. Dieses außerordentliche Naturwunder ist zweifellos durch eine antediluvianische Überschwemmung erzeugt zu einer Zeit, als der Ozean mit seinen Wellen noch an die Pyrenäen schlug. Der Salzberg soll 500 Millionen Tonnen Salz enthalten, so daß z. B. Frankreich bei einem jährlichen Gebrauch von 700 000 Tonnen sieben Jahrhunderte davon brauchen könnte. Deshalb ist seine teilweise Ausbeutung mit einem Jahresertrag von 40 000 Francs kaum zu merken. Große Blatten werden herausgeschnitten und von Maschinen zerrieben. Auch der Regen schmilzt das Salz nicht und schneidet nur seltsame Rinnen in seine Seiten. Bei Gewittern aber löst sich gelegentlich ein Stück ab und rollt herunter. Das Salz zieht den Blitz an, und es sieht prächtig aus, wenn der Blitz über den Himmel zuckt und auf den funken sprühenden Berg fährt. Die vom Blitz abgsprenkten Blöcke verbinden sich später wieder mit den Seiten des Berges, so daß die kompakte Masse des Berges dieselbe bleibt. Einen unerbittlichen Feind besitzt der Berg jedoch, kleine, über den Berg zerstreute Löcher, „Assenlöcher“ genannt. Aus jedem kommt ein ganz kleiner Wasserlauf, der unschädlich zu sein scheint, Allmählich aber bohren sich diese kleinen Quellen durch die ganze Dicke des Berges und graben lange Tunnel, deren Besuch aber gefährlich ist, da infolge des Zerkünderwerkes fortwährend Salzrutsche in den engen Kanälen vorkommen. Salzblöcke von 50 bis 100 Kilogramm können sich durch den Ton der Stimme vom Dach lösen und den Besucher wie eine Fliege zermalmen. Dringt man in das Innere, so sieht man Stalaktiten aus Salz in tadelloser Weiße von den Decken hängen, die Wassertropfen glänzen wie Diamanten im Kerzenlicht. Plötzlich zieht der Führer einen zurück und lenkt die Aufmerksamkeit auf einen schwachen Ton wie von einem ausgedrückten Schwamm, der dem Ohre kaum bemerkbar ist, aber doch vor einem nahe bevorstehenden Salzrutsch warnt. Der Salzberg von Cardona ist Privateigentum und wird deshalb von mehreren prächtig uniformierten Wächtern bewacht. Das Salz ist völlig durchsichtig. Für wenige Pfetas kann man Kreuze, Rosenkränze, Becher und Flaschen aus-

Salz von den dort beschäftigten Arbeitern kaufen. Die Unzugänglichkeit des Berges ist sein einziger Schutz; wäre er leicht zugänglich, so stände seine Zerstörung nahe bevor, weil dann die Industrie sich seiner bemächtigen und ihn in großem Maßstabe ausbeuten würde.

O. K. Ein Kleid aus Glas. Auf den Jahrmärkten findet man zuweilen eine Bude, die von zahlreichen Zuschauern, besonders von Kindern, besucht wird. Im Innern sieht man eine Frau mit zahlreichen Glasröhren in verschiedenen Farben hantieren, sie an eine Flamme bringen und weiche Fäden daraus ziehen. Unter den Augen der Zuschauer entstehen dann Schiffe, Vasen und Tiere, die zum Andenken gekauft und dann als Schmuck der Etageren dienen. Diese Kunst steht aber nicht am Ende, sondern erst am Anfang ihrer Entwicklung. Der Glasfaden wird wie Seide auf Rollen gespult und zu außerordentlichen Wundern verarbeitet. Im Pariser Gewerbemuseum kann man einen Löwen in natürlicher Größe von prächtiger Farbe, mit lockiger Mähne sehen, der von einer Schlange angegriffen wird. Diese Gruppe, zu deren Anfertigung M. Lambourg aus Saumur 30 Jahre gebraucht hat, ist ganz aus Glasfäden. Die Farben der Glasfäden werden nach denen des Felles gewählt, in passender Länge abgeschnitten und mit einem Ende auf eine feste Oberfläche geklebt. Lambourg hat gestreifte Thäner, Arixhirsche und andere Tiere in natürlicher Größe dargestellt, die vorzüglich modelliert und mit Glashaar bedeckt sind. An derselben Stelle kann man auch eine schwarze Perücke, Nigretten für Damenhüte und Blumen sehen, die aus Glasfäden gearbeitet sind. Schon 1713 schrieb Réaumur in einer Abhandlung an die Académie des Sciences, daß man Gewebe aus Glasfäden machen könnte, sobald man die Fäden so fein wie Spinnweben herstellen könnte. Jetzt, nach fast zwei Jahrhunderten hat, wie die „Lectures pour Tous“ berichten, Amerika das verwirklicht und eine Toilette für Miß Ellen Jaqua, eine Brooklyner Schauspielerin, hergestellt, die ganz aus Glas ist und auf der Bühne beim Schein des elektrischen Lichtes geradezu blendend wirkt. Bei weniger lebhaftem Licht sieht man auf den seidigen Falten dieses unvergleichlichen Gewebes die zartesten Farbentöne nacheinander kommen und gehen, von hellgrün und blaßlila bis zu fleischfarben und elfenbeinweiß. Bei ganz schwachem Licht geht von dem Kleide ein Glanz aus, wie Mondstrahlen ihn auf einer polierten Silberfläche erzeugen. Zur Herstellung dieses Kleides waren die geschicktesten Arbeiter fünf Monate tätig, um alles Glas zu spinnen. Das Material wurde in Dresden angefertigt, während die Toilette selbst in Paris gezeichnet und auch gearbeitet wurde. Der Rock mit kurzer Schleppe fällt so gut wie die weichste Seide. Um den Taillenausschnitt zieht sich ein gezogenes Stück mit zwei Rosetten aus Glasband und ein plissierter Bolant mit Franzen. Dasselbe Motiv wiederholt sich auf dem Rock, und über dem breiten Bolant sind drei Treffen aus Glas sehr wirkungsvoll. Zu dem Kleide wurden 14 Meter besonders breiten Glasgewebes gebraucht, 35 Meter Treffen und 25 Meter Bolants, im ganzen also 74 Meter; trotzdem wiegt das ganze Kleid nicht mehr als das leichteste Ballkleid, so weich und leicht ist der Stoff. Glasgewebe hat es auch schon früher gegeben; seit langem besitzt das Pariser Kunstgewerbemuseum ein Stück Brokat aus Glas, das dicker Seide täuschend ähnlich sieht. Aber es befand sich im Glaschrank, und man konnte es nicht anfassen. Auf der Ausstellung in Chicago 1893 befand sich auch ein Glaskleid, das von der Infantin Eulalia erworben wurde. Aber auch dieses konnte nur gezeigt und nicht getragen werden; denn bei der geringsten Bemühung, es zu falten, zerbrach es in tausend Stücke. Das Kostüm von Miß Jaqua ist nun zwar nicht für den täglichen Gebrauch oder auf dem Mode zu verwenden; aber es wird ebenso lange und noch länger als ein Gesellschaftskleid aus Mousseline oder Seide halten.

O. K. Eine Stätte des Schweigens. Einen Besuch in einem irischen Trappistenkloster schildert der Mitarbeiter eines Londoner Blattes: „Von Cappoduin in der irischen Grafschaft Waterford führt ein einsamer, fünf Meilen langer Weg zu dem Trappistenkloster auf dem Mount Mellera. Es wurde vor 60 Jahren von irischen Cisterciensern begründet, die während der Unruhen nach der Thronbesteigung Ludwig Philipps aus Frankreich ausgetrieben wurden. Die Gemeinde ist durch den Fleiß der Mönche gediehen, die ein großes Gebiet wilden Berglandes urbar gemacht, mit Bäumen bepflanzt und Gebäude darauf errichtet haben, die ihnen als Heimat dienen. Es ist eine Stätte des Schweigens, seltsam friedlich und melancholisch. Außer Gebeten und Lobpreisungen ist den Trappisten alles Sprechen verboten, und die nötige Verständigung geschieht durch Zeichen. Diese Regel wird nur aufgehoben für Mönche, die Gäste bedienen oder Geschäfte besorgen, aber auch von den Gästen wird Schweigen erwartet. So hört man denn außer dem Glockengeläut und dem Gottesdienst kaum einen anderen Ton als das Klätschern des Regens, das Zirpen der Vögel, das Rauschen des Windes oder den Schall von

Fußritten. Die Patres tragen weiße, die Laienbrüder braune Gewänder; in den langen Korridoren gehen sie mit gefalteten Händen auf und ab und vermeiden selbst die Gegenwart eines Fremden. Hier hört man den ganzen Tag nur das Brüllen des Viehs und das Dröhnen der Orgel, der Ton von dem Ambos des Schmiedes mischt sich mit dem gregorianischen Kirchengesang. Von der Prime bis zur Komplete schweigt die Glocke fast nie, sondern ruft den Abt aus seiner Zelle, den Pater von seinen Betrachtungen, den Bruder von seiner Feldarbeit, den Gast aus dem Gästehaus. Die Mönche stehen das ganze Jahr um zwei Uhr morgens auf, an Sonn- und Festtagen noch eine Stunde früher. Bis acht Uhr abends sind sie dann ständig mit Messen und ihrer Handarbeit beschäftigt. Sie essen nur Brot und Gemüse, trinken nur abgerahmte Milch oder Wasser. Den ganzen Tag haben sie nur zwei Mahlzeiten, manchmal nur eine. Sie schlafen angekleidet in kleinen, im Schlafsaal abgeschlagenen Räumen, die nur eine erhöhte hölzerne Plattform mit einer Matratze darauf enthalten. Hier kann ein Mönch zwanzig Jahre leben und niemals mit dem Mann sprechen, der in der Kapelle neben ihm kniet oder im Speisesaal neben ihm ißt. Er kann sterben und neben seiner Brüdern begraben werden, ohne daß eine menschliche Seele seine Gedanken und kleinen Eigentümlichkeiten kannte. Auch in dem Gästehaus geht es mönchisch zu. Die Gäste sind auf ihre eigenen Zimmer, den Garten und die Kapelle beschränkt, sie müssen um sechs Uhr aufstehen und sich um acht Uhr zurückziehen. An Festtagen besteht die Kost aus trockenem Brot mit Milch oder Tee und Fisch zum Mittag. Aber die Mönche sind die Gastfreundlichkeit selbst. Bemerken sie, daß ein Kezer bei ihnen weilt, so geben sie ihm auch Bier. Bei den Mahlzeiten liest ein Mönch statt einer Unterhaltung laut die jede Fröhlichkeit unterdrückenden Lehren eines Paters vor. Während er einmal die Gäste ermahnte, daß kein irdisches Geschöpf je ihre Wünsche befriedigen könne, las er ein anderes Mal von einer frommen Abtissin in Tours vor. Der Gastmeister ist ein Mann von reifer und duldsamer Art, der etwas von der Welt gesehen hat und sich durch ständige Berührung mit den Gästen ein menschliches Interesse an ihren Angelegenheiten bewahrt hat. Für die Gäste wie für die Mönche ist die Komplete das große Ereignis des Tages. Dieser Gottesdienst findet statt, ehe sich alle zur Nacht zurückziehen, er beendet die Arbeit und Anbetung des Tages. Während zu den anderen Gottesdiensten die Mönche kommen, gerade wie ihre Beschäftigung es erlaubt, vereint sich zur Komplete die ganze Gemeinde und singt einfache Gebete um Sicherheit und Schutz während der Nacht. Dazu wird noch der Angelus und der schöne Wechselchor „Salve Regina“ gesungen. Es ist ein seltsam rührender Anblick in der immer dunkler werdenden Kapelle. Zum Schluß empfangen die Gäste und Mönche den Segen des Vater Abtes und werden von ihm mit Weihwasser besprengt. Und dann gehen sie wortlos, schweigend, einsam in ihr Bett, während auf dem leeren Kloster und Garten noch Tageslicht ausgebreitet liegt . . .“

O. K. über die neue Negerklaverei in Amerika werden im Laufe der Untersuchungen, die die Regierung der Vereinigten Staaten seit einiger Zeit anstellt, immer neue Tatsachen bekannt, die zeigen, daß die Zustände in mancher Beziehung durchaus den Zuständen unter der Sklaverei gleichkommen. Es ist, wie ein Londoner Blatt berichtet, festgestellt worden, daß die jüdisch-staatlichen Friedensrichter und Schutzleute eine große widerrechtliche Verschwörung gemacht hatten mit dem Zweck, auf Kosten der Neger reich zu werden. Das Gehalt der Polizeibeamten und der örtlichen Behörden, die von ihren Mitbürgern erwählt werden, beträgt ungefähr 12 Mark pro Woche; sie vergrößern ihre Einnahme jedoch auf folgende Weise: Jemand ein Neger, der durch eine kleine Stadt kommt, wird festgenommen und durchsucht. Wenn er ein Messer von mehr als gewöhnlicher Größe besitzt, so wird er geraden Wegs als gefährliche Person vor Gericht geschleppt; findet man jedoch keine solche Ausrüstung bei ihm, so wird er der Landstreicherei beschuldigt. Man beschuldigt ihn auch, eine Fahrt auf der Eisenbahn ohne Bezahlung gemacht zu haben, oder eines ähnlichen unbedeutenden Vergehens. Der Neger ist dann der Gnade seines Anklägers ausgeliefert. Bisweilen wird die Komödie eines Verhörs noch durchgeführt; oft wird sie als eine unwichtige Kleinigkeit jedoch auch übergangen. Das Gericht bestraft den Neger mit einer Geldbuße von 20 Mark, die er in den seltensten Fällen zu zahlen vermag; und so wird er statt dessen zu einer Arbeitszeit verurteilt. Auf die Nachricht hin, daß ein Neger zum Verkauf da sei, bieten diejenigen Personen der Nachbarschaft auf ihn, die seine Dienste brauchen. Selten beträgt das Meistgebot weniger als 80 Mark, oft steigt es bis auf 200 Mark. Die Differenz zwischen dem Betrage der Geldbuße und dem Meistgebot wird zwischen den Stützen des Gesetzes geteilt. Die Obergerichte von zwei Grafschaften in Alabama haben unzweifelhaft Bescheinigungen in 99 Fällen von Verbeugenschaft beigebracht, die innerhalb der drei letzten Jahre auf nur fünf Plantagen vorgekommen

sind. Wenn der Schwarze erst einmal verkauft ist, so ist sein Schicksal schlimmer, als wenn er ein Sklave aus der Zeit vor dem Bürgerkriege gewesen wäre. Nach den in Newyork veröffentlichten Berichten sind die größten Schandtaten vollführt worden; es ist kaum glaublich, daß solche Dinge vorkommen können. Man sagt, daß die Plantagenbesitzer die unglücklichen Neger sich so angestrengt wie möglich während des kurzen Dienstes abarbeiten lassen. Aufseher, mit Revolvern bewaffnet, sind mit der Aufsicht über die Schwarzen betraut; für die geringsten Fehler oder Lässigkeit wird erbarmungslos geprügelt. Hunde, die besonders abgerichtet zur Negerheze sind, werden gehalten, um jeden niederzurennen, der einen Fluchtversuch macht; zur Vorsicht läßt man, um das Entfliehen zu verhindern, in vielen Fällen Männer und Frauen, abgesehen von einem Saal um die Lenden, nackt arbeiten. Es ist zweifellos, daß Neger infolge von Auspeitschen gestorben sind, und wenigstens ein Fall steht fest, in dem der junge Sohn eines Besitzers einen Neger wegen einer angeblichen Nichtachtung getötet hat. Von gesetzlicher Seite sind diese Morde nie beachtet worden. Das ganze Land ist in Aufregung über diese Enthüllungen und mehrere Zeitungen haben Mitarbeiter zur Untersuchung in die Südstaaten gesandt, deren Berichte von Verbrechen, die gegen zur Auktion gestellte Negerweiber begangen sind, nicht gut wiederzugeben sind.

C. K. Das Geständnis auf dem Schafott. Aus London wird berichtet: Eine dramatische Szene spielte sich am Dienstag bei der Hinrichtung von Samuel Herbert Dougal in dem Gefängnis von Chelmsford ab; er wurde wegen des Mordes, den er vor vier Jahren an Mäx Camille Holland verübte, mit der er auf der Wood Farm (Clavering, Essex) zusammen gelebt hatte, gehängt. Der Mörder bekannte sich noch auf dem Schafott als schuldig. Die Szene wird in englischen Blättern folgendermaßen geschildert: „Wenige Minuten vor 8 Uhr schritt der High Sheriff zu der Zelle des Verurteilten. Als die Tür geräuschvoll aufging, stand Dougal im vollen Sonnenschein zwischen zwei Wärttern, von denen der eine ihm einen zinnernen Becher mit Brandy hinreichte, aus dem er einen tiefen Zug tat. Er stand dann hochaufgerichtet, die Brust heraus, mit dem Instinkt eines ehemaligen Soldaten; doch unter dem ergrauten Bart zuckten die Lippen nervös und seine unruhigen Augen schienen eine Bitte auszudrücken. Der Henker band ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und zerrte den Rock von seinem fragenlosen Hals zurück. Es waren nur wenige Schritte bis zum Hinrichtungsplatz; der Gefangene ging fest mit aufrechtem Haupt, vor ihm der Kaplan, der Sprüche hersagte. Eine halbe Minute lang, bis der Platz erreicht war, konnte Dougal die milde Luft des Sommermorgens atmen — dann wurden die Vorbereitungen getroffen, seine Beine vom Henker und seinen Gehilfen gebunden und die weiße Kappe über seine Augen gezogen. „O, Herr Jesus Christus, Gottes Sohn,“ betete der Kaplan, „sei ihm gnädig und nimm seine Seele auf.“ In diesem erschütternden Moment, während des Henkers Hand auf dem Hebebaum lag und der Gehilfe die Schlinge des Seiles hielt, beugte sich der Kaplan, eine ernste Erscheinung, zu Dougal vor, in der einen Hand das Gebetbuch, die andere erregt zu dem Mann, der nicht mehr sehen konnte, gestreckt. „Dougal,“ sagte er mit zitternder Stimme, „sind Sie schuldig oder unschuldig?“ Es erfolgte keine Antwort, und hastig fragte er nochmals: „Schuldig oder unschuldig?“ Da wandte Dougal seinen Kopf halb in die Richtung, von wo der Schall kam, und sagte klar und bestimmt: „Schuldig.“ In diesem Augenblick wurde der Hebel bewegt, die Falltür flog unter ihm weg, und Dougal fiel nach unten. Er war sofort tot . . .“

(Nachdruck verboten).

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



O. S. A.

Kapselrätsel.

Kirchgasse, Gewinsel, Bauland, Gastein, Pfeil, Trompeter, Specht, Gericht, Lavater, Lehrer, Freimarke, Eldorado, Eigelb.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein anderes bekanntes Hauptwort versteckt. Die Anfangsbuchstaben der versteckten Wörter bezeichnen im Zusammenhang einen berühmten Komponisten.

Worträtsel.

- . . Märchengestalt
- . . bekannter Badeort.
- . . Körperteil
- . . spanischer Feldherr
- . . altbiblischer Name
- . . Nebenfluß der Donau.

Statt der Punkte und Striche sind passende Buchstaben zu setzen, so daß Wörter von der beigefügten Bedeutung entstehen. Die auf die Striche treffenden Buchstaben müssen im Zusammenhang gelesen eine von Jung und Alt ersehnte Zeit bezeichnen.

Rätsel.

Es schmückt der Damen Haar und Kleid,
In andrem Sinn vertreibt's die Zeit.
Ein Zeichen d'ran kann fest es halten,
In andrem Sinn kann's schlimm auch walten.

Quadraträtsel.

A A B B D E E I
I I L L L M M R

Vorstehende Buchstaben sind in Quadratform derart zu ordnen, daß wagerecht und senkrecht vier Reihen entstehen, die gleichlautend vier Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. Verbrecher; 2. weiblicher Vorname; 3. männlicher Vorname; 4. Spielzeug.

Dogogriph.

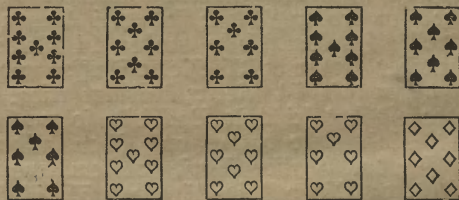
Ich irrte verstoßen in Wüsten umher,
Mein Kind zu laben war mein Begehrt.
Doch herzlos schlüß' und schmückte ich,
Und ungern nur verlierst Du mich.

Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K D die drei Spieler).

M, der Mittelhandspieler, macht Null ouvert auf folgende Karte:

a9, 8, 7; b9, 8, 7; c9, 8, 7; d8.



Die d7 ist blank; im Skat liegt kein Blatt von d und jeder der Gegner hat alle vier Farben. Ist der Null zu verlieren.

Auflösung des Bilderrätsels.

Frische Fische, gute Fische.

Auflösung des Lauträtsels.

Geige, Reh, Nabe, Haus, Marie, Kaffe, Gas, Wette, Band, Eugen, Reis, Eifer, Red, Wille, Rechen, Arm. Geburtstagsfeier.

Auflösung des Silbenrätsels.

Diana, Eier, Unfug, Terrine, Simson, Christnacht, Haiti, Libanon, Alibi, Niobe, Degen. — Die Anfangsbuchstaben ergeben: D e u t s c h l a n d; die Endbuchstaben: A r g e n t i n i e n.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von Erli: B. Kf1, Dc3, Tf4, Sf2, f3, Bd5, e4, g6; Schw. Kg5, Lh2, Sg1, Be5, h5, h6.)

1. Dc3—a3; beliebig. 2. Fünffach Matt.

Richtige Lösungen gingen ein von: August Schwantes, Alfred Kolander, Alfred Damm, Else Freitag, Bromberg. Eugen Hofmann, Friß Rau Brinzenthal.